

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

Bericht über die 16. (4. Arbeits-) Sitzung des II. Vereinsjahres

No 1. IV/1894

## Bericht über die 16. (4. Arbeits-) Sitzung des II. Vereinsjahres

Mittwoch, den 21. März 1894 abends 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr  
im Bürgersaal des Rathauses.

1. Zunächst findet die Neuwahl des Vorstandes statt. Einstimmig werden wiedergewählt als 1. Vorsitzender Oberbürgermeister Zelle, als 2. Stadtrath Friedel, als 1. Beisitzer Schulrath Dr. Euler, als 2. Dr. med. Carl Bolle, als 1. Schriftwart Magistrats-Sekretär Ferdinand Meyer, als 2. Oberlehrer Dr. Zache, als Pfleger General-Konsul Landau, als Schatzmeister Banquier Wilhelm Ritter, als Archivar-Rechnungs-Revisor Podratz. Als Bibliothekar wird, da der bisherige eine Wiederwahl ablehnt, Dr. Emil Bahrfeldt einstimmig neu gewählt. — Der 2. Vorsitzende Stadtrath Friedel dankt Namens der Wiedergewählten, auch Dr. Bahrfeldt nimmt die Wahl dankend an.

2. Der Bericht der Central-Kommission für Wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland über die zwei Geschäftsjahre von Ostern 1891 bis Ostern 1893, abgestattet vom Vorsitzenden Professor Dr. Albrecht Penck in Wien, wird verteilt. Die Central-Commission besteht ausser dem genannten Vorsitzenden, welcher Obmann für die deutschen Länder Oesterreichs und Ungarns ist, zur Zeit aus folgenden Personen: Dr. Eduard Brückner, Professor der Geographie an der Universität Bern, Obmann für die Schweiz, Dr. Rudolf Credner, Professor der Geographie an der Universität Greifswald, Obmann für die Provinzen Ost- und Westpreussen, Pommern, Schleswig-Holstein, für Mecklenburg und die Freien Städte Hamburg und Lübeck, Stadtrat Ernst Friedel in Berlin, Obmann für die Provinz Brandenburg und den Stadtkreis Berlin, Dr. J. Hartmann, Professor an dem statistischen Landesamt in Stuttgart, Obmann für Württemberg, Dr. C. M. Kan, Professor der Geographie an der Universität zu Amsterdam, Obmann für die Niederlande, Dr. A. Kirchhoff, Professor der Erdkunde an der Universität zu Halle, Obmann für die Provinzen Sachsen und Hannover,

für Anhalt, die thüringischen Staaten, Braunschweig, Bremen und Oldenburg, Dr. Paul Richter, Bibliothekar an der königl. Bibliothek zu Dresden, Bibliothekar der Central-Commission, Dr. Ludwig Neumann, Professor der Geographie an der Universität Freiberg i. B., Obmann für Baden, Dr. J. B. Nordhoff, Professor an der Königl. Akademie zu Münster, Obmann für Westfalen, Dr. Eugen Oberhammer, Professor der Geographie an der Universität München, Obmann für Bayern; Dr. J. Partsch, Professor der Geographie an der Universität Breslau, Obmann für die Provinzen Schlesien und Posen; Dr. S. Ruge, Professor an der technischen Hochschule zu Dresden, Obmann für das Königreich Sachsen; Dr. B. Weigand, Oberlehrer an der Ober-Realschule in Strassburg i. E., Obmann für Elsass-Lothringen und Robert Thieme, Kaufmann in Dresden, Kassierer der Central-Commission,

Fr. bedauert, dass für die Rheinprovinz, für die Provinz Hessen-Nassau und das Grossherzogthum Hessen sich noch kein Obmann gefunden und hofft, dass die grossen, mehrere Ländergebiete oder Provinzen umfassenden Obmannschaften allmählig in kleinere getrennt werden, da durch die Theilnahme einer grösseren Anzahl von Obmännern voraussichtlich das Interesse für die so höchst löblichen Bestrebungen der Central-Commission in noch weiteren Kreisen als bisher geweckt werden dürfte.

In Anlehnung an die Verhandlungen der Central-Kommission auf dem X. deutschen Geographen-Tag zu Stuttgart 1893 ist Fr. der Meinung, dass es ratsam sei, neben den einzelnen Vereinen für deutsche Landes- oder Heimatkunde und der Central-Commission einen Gesamt-Verein für deutsche Landeskunde, wie dies der um die Förderung so hoch verdiente Prof. Penck bereits vorgeschlagen, zu begründen. Diesem Gesamtverein sollten Einzelpersonen, wie Korporationen und Vereine ununterschiedlich für denselben Jahresbeitrag von sechs Mark — ohne grösserer Freigiebigkeit vorzugreifen — beitreten können. Für diesen Jahresbeitrag müsse das Stimmrecht und der Bezug der höchst schätzenswerten Druckschriften erwartet werden können. Was die letzteren anlangt, von denen bereits 7 Bände veröffentlicht und durchweg von der fachkundigen Kritik mit Beifall begrüsst worden sind, so erscheinen sie als „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, herausgegeben von dem ebenfalls um das Gedeihen der landeskundlichen Bestrebungen neben Richard Lehmann eifrigst bemühten Prof. Kirchhoff in dem bewährten Verlage von J. Engelhorn in Stuttgart.

Diese Schriften werden buchhändlerisch zu einem verhältnissmässig höheren Preise so zwar vertrieben, dass die Jahresschriften einzeln verkauft, den von Fr. empfohlenen Jahresbeitrag von 6 Mark bei Weitem übersteigen.

Das Preussische Kultusministerium hat bis jetzt jährlich 500 M.

Zuschuss gezahlt, ähnlich sollten sich die übrigen deutschen Staaten und die preussischen Provinzen beteiligen. Auf diese Weise werde zweifellos der Gesamtverein mit 6 M. Jahresbeitrag finanziell bestehen können.

Unsere „Brandenburgia“ nimmt den lebhaftesten Antheil an dem Wohlgedeihen der Thätigkeit der Central-Commission und betrachtet sich gern als ein dienendes Glied derselben.

3. Zur Vorlage gelangen demnächst folgende Monographien:

a. Dr. Emil Bahrfeldt. Zur Münzkunde der Niederlausitz im XIII. Jahrhundert. Berlin 1892. 8°, mit 4 Münztafeln und vielen Abbildungen im Text.

b. Derselbe. Vinkenaugen. Eine numismatische Studie. Berlin 1894. 4°, mit 1 Tafel und Abbildungen im Text.

c. Derselbe. Die Märkischen Engelgroschen. Berlin 1894. 4°, mit 2 Tafeln und Abbildungen im Text.

Kustos Buchholz berichtet hierüber wie folgt. Der als Numismatiker (insbesondere als Brandenburgischer) wohlbekannte Verfasser, unser neues Vorstandsmitglied, dem wir das Epoche machende Werk über das älteste Brandenburgische Münzwesen\*) verdanken, hat sich durch die vorliegenden 3 Abhandlungen wiederum um die Aufklärung der Märkischen Münzverhältnisse vom 13.—16. Jahrhundert ein neues Verdienst erworben.

In der erstgenannten Schrift wird über einen bei Lübben gehobenen Brakteatenfund berichtet und in Verbindung mit diesem alles frühere Material derselben Zeit und Örtlichkeit, das die Funde von Wolkenberg, Finsterwalde, Spremberg und Gross-Briesen geliefert haben, zu einem übersichtlichen Ganzen vereinigt. Die meist inschriftlosen und deshalb schwer zu deutenden Gepräge erfahren eingehende Beleuchtung und werden, an der Hand der gesammelten Erfahrungen, unter Berücksichtigung der Fabrik, des Typus und der Fundstellen, in der Weise gruppiert, dass die bisher zweifelhaften Münzen nun auch ihre sichere Unterbringung erfahren,

Die zweite Abhandlung beschäftigt sich mit einer in den Urkunden, hauptsächlich des 13. und 14. Jahrhunderts vorkommenden, bisher in Wirklichkeit aber noch nicht nachgewiesenen Münzsorte, den Vinkenaugen. Auf urkundliches Material und auf die Gepräge selbst gestützt, stellt Verfasser fest, dass diese Vinkenaugen die kleinste und geringstwertige Geldsorte in Brandenburg, Pommern, Mecklenburg und der

\*) Emil Bahrfeldt. Das Münzwesen der Mark Brandenburg von den ältesten Zeiten bis zum Anfang der Regierung der Hohenzollern (1150—1415). Berlin 1889. gr. 4°. 41 Bogen Text mit 28 Lichtdrucktafeln.

Die Fortsetzung dieses Werkes wird unter dem Titel: Das Münzwesen der Mark Brandenburg unter den Hohenzollern von Kurfürst Friedrich I. bis zum grossen Kurfürsten (1415—1640), dem Vernehmen nach, in einiger Zeit erscheinen.

Niederlausitz darstellen, und zwar waren sie in den 3 erstgenannten Landschaften zweiseitig, in der Lausitz einseitig und hohl geprägt.

Die dritte Schrift, über die Märkischen Engelroschen, verdankt ihre Entstehung neuen urkundlichen Entdeckungen im Königl. Staatsarchiv zu Dresden. Bis auf den Frankfurter Engelroschen No. 2 waren die übrigen publicierten Stücke zwar schon bekannt, aber nicht so die Veranlassung zur Prägung dieser, von allem anderen märkischen Gelde in Typus, Schrot und Korn so auffallend abweichenden Münzsorte. Dr. Bahrfeldt hat das Dunkel in dieser Frage glücklich aufgeklärt; die Urkunden, welche in der Abhandlung zum Teil abgedruckt sind, haben ihm den Weg dazu gezeigt. Wir wissen nun, dass die Engelroschen die redenden Zeugen einer im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts beabsichtigten, aber dann wieder gescheiterten Münz-Vereinigung zwischen Kurfürst Joachim I. von Brandenburg und den sächsischen Herzogen sind. Der Fall lehrt wieder, dass man in der Numismatik den Bau nicht allein auf Grund der Münzen selbst aufführen kann, sondern das geschichtliche Quellen-Material in mühsamem Studium zu Rate ziehen muss.

4. Vorsitzender Friedel macht auf die von der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft im Festsaal des Berliner Rathauses vom 24. d. bis 5. k. M. währende „Berlinische Kunstausstellung“ aufmerksam, die gewissermassen als eine teilweise Illustrirung unserer Heimatkunde in sofern angesehen werden kann, als zeitgenössische Maler das moderne, zum Teil aber bereits im Verschwinden begriffene Berlin, und interessante Punkte der näheren oder weiteren Umgebung in Oel, Aquarell, Kreidezeichnung etc. künstlerisch dargestellt haben. Diese Ausstellung ergänzt eine ähnliche, freilich vielfach in weit entlegene Zeiten zurückgreifende Ausstellung, welche das Märkische Museum im Jahre 1886 veranstaltet hatte, wobei allerdings die Mehrzahl der Bilder aus Photographien bestand.

5. Das Berliner Fremdenblatt, Chefredakteur Dr. Hugo Russak, hat sich, was unsere vollste dankbare Anerkennung verdient, entschlossen, sich den Interessen der Provinz Brandenburg mehr als bisher zu widmen, und dies bereits in einer Reihe von Artikeln aus der Feder des Herrn Redakteur Schaeffer, unseres geehrten Mitgliedes, gethan. Die grossen berliner Tagesblätter sind in erster Linie selbstverständlich von den Weltereignissen in Anspruch genommen, dass daneben unsere Provinz etwas zurückgestellt wird, kann man sich leicht vorstellen, um so mehr begrüßen wir jede Aenderung, die sich hier im Sinne einer ausgiebigeren und eingehenderen Berücksichtigung der Landes- und Heimatkunde vollzieht. Insbesondere geht aus einem vorgelegten Prospekt hervor, dass das genannte angesehene Organ auch der Berichter-

stattung über die Vorgänge in unserer Brandenburgia ihre Spalten fortan öffnen wird. Die Versammlung begrüsst dies mit Dank.

6. Von dem Mitgliede Fräulein Elisabeth Lemke sind interessante Vivat-Bänder aus dem Ende des vorigen und dem Anfang dieses Jahrhunderts eingegangen. Vorsitzender Friedel wird sich bemühen, in einiger Zeit der Gesellschaft eine grössere Ausstellung dieser so interessanten kulturgeschichtlichen Zeugnisse unserer Vorfahren vorzuführen.

7. Vors. Friedel übergibt als Vermehrung der Gesellschaftsbüchersammlung die Sonderausgabe seiner in der Zeitschrift „Bär“ erschienenen „Wanderstudie: Mölln und Till Eulenspiegel“, deren einer, den genannten Schalksnarren betreffender Teil vom Verfasser in der Sitzung vom 13. Dec. v. J. in der Hauptsache vorgetragen worden ist.

8. F. Brunold †. Vors. Friedel gedenkt des am 2. d. M. zu Joachimsthal in der Uckermark verstorbenen märkischen Schriftstellers, der Jahrzehnte hindurch viel mehr unter diesem angenommenen Pseudonym, als unter seinem wirklichen Namen Ludwig Ferdinand Meyer bekannt gewesen ist. Meyer, zu Pyritz am 19. November 1811 geboren, war in den dreissiger Jahren Lehrer in Berlin und stand in freundschaftlichen Beziehungen zu dem damaligen Kreise Berliner Dichter Ferrand, Kossarski, Bernstein und W. Jaeger; auch mit Willibald Alexis, Hermann Marggraff, Franz Freiherrn von Gaudy, dem alten Karl Mähler, mit Wilhelm Müller, Julie Buron und Adalbert von Chamisso verkehrte Brunold, wie aus seinen in der Sitzung vorgelegten „Literarischen Erinnerungen“ (2 Bände, Zofingen und Leipzig 1875) hervorgeht. 1834 veröffentlichte er mit den erstgenannten Epigonen eine Gedichtsammlung „Nachklänge“. Später liess er allein noch mehrere Gedichtsammlungen und eine grosse Reihe von Erzählungen erscheinen. Gemeinsam mit Hedwig Dohm gab Br. unter dem Titel „Lust und Leid im Liede“ eine Blütenlese deutscher Gedichte heraus. Nach Joachimsthal in eine bescheidene Stellung als Lehrer versetzt, trat er 1879 in den wohl verdienten Ruhestand. Ein kurzer Lebensabriss mit dem freundlichen Bilde des alten Herrn bringt der Bär Bd. XVI. vom 4. Januar 1890 S. 165 und 167. Soll man ihn mit dem verstorbenen märkischen Volksdichter Weise, seinem Nachbar in Freienwalde a. O. vergleichen, so hat dieser aus seiner einfachen Stellung als ehrsamer Drechsler und Handwerksmeister niemals ein Hehl gemacht, Brunold, obwohl er in den letzten Jahren versuchsweise an allem Märkischen, wie der Erbauung der „Askanierburg“ (Aussichtsturm) am Werbellin-See durch Prinz Karl von Preussen, an dem Gedeihen des Märkischen Provinzial-Museums, an der Mitarbeiterschaft der Zeitschrift „Bär“ und zuletzt auch noch an der „Brandenburgia“ Anteil genommen hat, erfreute sich eines weiteren ästhetischen Blickes und umfassenderer literarischer wie geschichtlicher Kenntnisse. Seine Gedichte „der alte Uchtenhagen“, der „Werbellin“, „die

Wasserbinsen“ gehören zu den Perlen märkischer Dichtung. Mit Brunold stirbt vor der Hand der letzte der märkischen Volksdichter. Ehre seinem Andenken und möge uns bald Ersatz für unsere märkischen Sänger Weise und Brunold erblühen!

9. Ein altes Ölgemälde der Marienkirche auf dem Harlunger Berge bei Brandenburg a. H., welches das Märkische Museum kürzlich erworben, wurde ausgestellt und vom Vorsitzenden Friedel wie folgt besprochen.

Der Harlunger Berg trägt wie die Stadt Brandenburg selbst einen altgermanischen, vielleicht an die Heruler erinnernden Namen, der sich durch die Slavenzeit hindurch bis zur Regermanisirung unseres alten Semnonenlandes, des Stammsitzes der Deutschen, erhalten hat. Er ist aber nicht bloss in der suevosemnonischen Zeit, sondern recht eigentlich auch in der wendischen Zeit eine hochheilige Höhe gewesen, auf der ein Triglav-Tempel sich bis zur letztmaligen Unterwerfung, des Hevellerlandes unter christlich-deutsche Herrschaft befand. In die von Pribislav hier oben gegründete, byzantinisch stilisierte, der Mutter Gottes geweihte Kirche ist das dreiköpfige Holzbild des dreiköpfigen Slavengottes gekommen und leider vom Churfürsten Joachim I. an seinen flüchtigen Schwager König Christian II. von Dänemark, den Urheber des Stockholmer Blutbads um 1526, verschenkt worden.\*) Das Götzenbild ist seitdem verschollen, alle diesbezüglichen Bemühungen, auch die vor mehreren Jahren von mir in Dänemark und Schweden erneuerten, sind völlig ergebnislos geblieben.

Jetzt krönt den Berg das 30 m hohe Kriegerdenkmal der Kurmark, welches wir am 26. Juni 1892 auf unserer Wanderfahrt nach der alten Havelveste mit Interesse besichtigt haben.\*\*\*) Das Bild, 36 cm hoch 47 breit, auf Leinwand gemalt, stellt die Marienkirche als leidlich wohl erhaltene Ruine mit einer Menge von Nebengebäuden und einer verfallenen Umfassungsmauer dar, wie das Ganze bis 1722 sich erhalten haben mag, wo die Steine zum Bau des Militär-Waisenhauses und anderer Häuser auf Befehl des Soldatenkönigs zum grossen Theil verwendet worden sind. Von Pribislav ging die Marienkirche, nach M. W. Heffter's Darstellung auf Albrecht den Bären, von diesem auf Markgraf Otto I. über, bis derselbe sie durch Urkunde von 1166 dem Domkapitel zuwies.

1434 liess Kurfürst Friedrich I. die Marienkirche gründlich ausbessern. Sie hatte, wie unser Bild zeigt, vier Türme und war zum Teil aus demselben quarzitäischen Sandstein, den wir noch am Havelberger

\*) Der verjagte Christian II. stellte sich bei Joachim I. 1523 in Berlin ein. Seine Schwester, des Kurfürsten Gemahlin, versetzte ihre Kleinodien für den Bruder, Joachim leistete Vorschüsse. Vgl. Droysen, Gesch. der Preuss. Politik. 2. Aufl. II. 2. Abth. S. 117 und 139.

\*\*) Vgl. Monatsblatt I. 74.

Dom kennen (aus der Magdeburger Elb-Gegend stammend) zum Teil aus roten, teilweise, wie die Ornamentirung es bedingte, grün-schwarz glasierten Backsteinen erbaut. Obwohl ihre Hauptgrundlage viereckig war, gaben die vier halbrunden, oben in kuppelartige Gewölbe sich schliessenden Vorlagen ihr die Form des griechischen dh. gleichschenkligen Kreuzes, in Erinnerung an die von den märkischen Kreuzfahrern im fernen Orient gesehenen Kirchbauten. An den Vorbau gegen Westen schloss sich ein kapellenartiger Anbau aus späterer Zeit, die dem Heiligen Bernhard geweihte Kapelle an, unter welcher eine Gruft lag, worin die Gebeine einiger von Waldenfels auf Plaue ruhten. In der dahin führenden Thür der Kirche soll, wie Heffter ausführt, das Triglav-Bild bis 1526 gestanden haben. Der Altarschmuck ist i. J. 1575 nach dem Dom übergeführt worden, sonst sind die meisten Ausstattungsstücke, als die Kirche aufgegeben wurde, verkommen oder verschollen.

Im Jahre 1434 errichtete Friedrich I. neben der Marienkirche ein mit einem Probst, einem Prior und vier Kapitularen besetztes neues Prämonstratenser-Stift. Er liess zu dem Ende auf der östlichen Seite des Berges neben der Kirche ein Klostergebäude mit Zubehörigkeiten auführen. Friedrich II. erkor 1443 die Kirche zum Mittelpunkt der der Heiligen Maria geweihten Ritterbrüderschaft, die er am 15. August zu frommen und heiligen Zwecken für ehelich und adelig geborne Männer und Frauen unter dem Namen der Brüderschaft oder Gesellschaft Unserer Lieben Frau oder des Ordens Unserer Lieben Frau Kettenträger oder des Schwanenordens stiftete, den Friedrich Wilhelm IV. in protestantischen Formen bekanntlich erneuert hat.

Die Klostergebäude sollen schon in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts wenigstens teilweise abgebrochen sein, die Liebfrauenkirche selbst schenkte Joachim II. dem Domkapitel auf der Burg, als dem frühern Patron derselben nebst jenem Kloster i. J. 1551.

Die letzten Reste der Kloster- sowie der Neben-Gebäude sind auf dem Bilde sichtbar, welches nach einer Mitteilung der Verkäuferin, der Tradition nach vom Jahre 1635 stammen soll, jedenfalls ein älteres Bild ist, worüber Herr Privatdocent Dr. Galland sich vielleicht sachverständig äussern möchte.

Mitglied Dr. Galland bemerkt hierauf, dass er nach dem ganzen Charakter des interessanten Bildes, der auf spätholländische Manier, namentlich in der Behandlung des Baumschlags, des Himmels und der Staffage deute, sowie unter Berücksichtigung, dass das Bild mehrfach erneuert, bezw. übermalt worden sei, dasselbe an das Ende des 17. Jahrhunderts, noch lieber in den Anfang des letztern zu setzen geneigt sei.

Mitglied Kustos Buchholz entgegnet, dass auf dem Bilde als Name des Künstlers ein Maler A. Eisfeld stehe, der in einem Künstlerlexikon von 1780 noch nicht verzeichnet sei. Herr B. möchte das Bild



eher ins Ende des vorigen, noch wahrscheinlicher in den Anfang des laufenden Jahrhunderts setzen, weil weder Leinwand noch Spannrahmen auf ein höheres Alter deuten. Wenn das Urteil des Herrn Dr. Galland vom kunsthistorischen Standpunkt aus auch nicht zu bezweifeln sei, so bliebe dann noch die Erklärung, dass es sich um eine spätere Copie handle.

Vorsitzender Friedel widerspricht dem, ihm kommt das allerdings teilweise aufgefrischte Bild als älter vor, und er ist vielmehr geneigt, der Galland'schen Auffassung beizupflichten. Es wäre dankenswert und von Wichtigkeit, falls das Bild reproduzirt dem Monatsblatt der „Brandenburgia“ vielleicht durch Gönnerschaft eines der Mitglieder beigelegt werden könnte.

10. Ueber das Oster-Ei macht Vors. E. Friedel unter Vorlegung einer zahlreichen Folge von Ostereiern aus dem Märkischen Museum folgende Angaben.

Habe ich Ihnen, verehrte Mitglieder, im vergangenen Jahre — vgl. Sitzungsbericht vom 21. Februar 1893, Monatsblatt I. 226 flg. — den Eier legenden Osterhasen, gewissermassen urkundlich erhärtet, vorführen dürfen, so wollen Sie ihm nunmehr gestatten, dass er aus Dankbarkeit zum Heiligen Osterfest diesmal seine Eier-Spenden Ihnen vorführen darf, wobei er eingedenk zu sein bittet, dass die Wichtigkeit und die Symbolik des Eis bereits durch den Lehrsatz der klassischen Weltweisen: „Omne vivum ex ovo!“ genugsam beurkundet ist.

Gestatten Sie mir die Sache mit einer kurzen Vorbetrachtung, wie ich sie im „Bär“, Jahrg. IX. S. 313 am 24. März 1883 teilweise angestellt habe, einzuleiten.

Wenn die langen Winterstürme schweigen, wenn nach düstern Monaten zum ersten Male der Frühling lacht, wenn das junge Grün unter dem letzten Schnee sich schüchtern hervorwagt und

Die Lerche stieg am Ostermorgen  
Empor ins klarste Lustgebiet,  
Und schmettert hoch im Blau verborgen  
Ein freudig Auferstehungslied,

dann thut die Sonne nach unserm Volksglauben drei Freudensprünge. Dann hüpfet auch dem Menschenkind das Herz vor Lust im Leibe, dann lässt oder liess doch selbst die ernste Kirchengucht das Osterlachen, den Risus paschalis an geweihter Stelle erschallen. So schloss im Jahre des Herrn 1599 zu Eichstädt der geistliche Herr nach feierlicher Oster-Predigt mit den Worten: „Ehrbare christliche Männer, wer von Euch Herr über seine Frau ist, der hebe beide Hände hoch und rufe Juch.“ Die ehrbaren christlichen Männer guckten ihre ehrbaren christlichen Eheweibchen an und blieben stumm. Da hob der Pfarrer selbst beide Arme und schrie kräftiglich „Juch“, nun fassten sich die starken Männer ein Herz und riefen ebenfalls ein kräftiges „Oster-Juch“.

Wo man selbst froh ist, will man Andere froh sehen, daher bleibt

die Sitte, sich zu Ostern zu beschenken immer neu, sie wird nie abgeschafft, nur umgemodelt und modernisiert werden. Sinnig ist es, dass man auch in der elegantesten Atrappen-Verkleidung bei uns in Berlin und an vielen Orten die alte Symbolik, den Osterhasen und das Osterei, aufrecht erhält. Der Osterhase bringt bei uns die Ostereier; Beides, Hase und Ei, Sinnbilder der Fruchtbarkeit und des Segens, deutet auf den Kultus der Ostara, der Göttin des Frühlings, der Auferstehung des Naturlebens nach dem langen Wintertod. Doch muss man mit dem Darreichen des Ostereis vorsichtig sein; in Frankreich z. B. kennt man es nicht, und es würde geradezu für höchst unschicklich gelten, in Paris oder Rom einem jungen Mädchen ein symbolisches Ei zu überreichen.\*)

In Neuvorpommern kennt man den Osterhasen nicht, dagegen hat man ein merkwürdiges Gebäck dort, den Osterwolf, über dessen Bedeutung ich im Jahrgang VII. des „Bär“ S. 395 gesprochen. Im Allgemeinen ist ferner die symbolische Bedeutung des Eis als Symbol des verborgenen und schlummernden Lebens wohl in allen Zeiten und allen Ländern verbreitet. Für alle klassischen Völker bezeugt es uns der naturphilosophische Spruch, den wir als Motto vorangestellt, bei den Römern ausserdem noch die Wendung ab ovo „vom Ei an“, d. h. vom Beginn an. Vollständig lautet dies geflügelte Wort: ab ovo ad malum und bedeutet „vom Ei bis zum Apfel“, indem der Römer die Mahlzeit mit Eiern begann und mit Obst beschloss, aber es verrät doch einen symbolischen Zug, dass das Mahl gerade typisch mit dem Ei beginnen musste.

Was ist die herrliche Phönix-Legende anderes, als der Kult des Ostereis und eine merkwürdige Vereinigung der Naturanschauung der Japetiten (Indogermanen pp.) mit der der Hamiten (Aegypter pp.)? Der Phönix, der mit seinem leuchtenden Gefieder, die Sonne selbst versinnbildlicht, stürzt sich sterbend (im Winter) auf die Erde; aus seinem Blute entsteht der junge Phönix (der Lenz). Das Junge hüllt den gestorbenen Phönix-Vater in ein Ei aus Weihrauch und Myrrhen, das es auf den Hauptaltar zu Heliopolis, der Sonnenstadt, niederlegt. Dies Ei, das geschwundene Sonnenjahr, begraben alsdann die Priester feierlich, im Frühling, wenn die Sonne in das Sternbild des Widders tritt. So beginnt mit dem neuen Sonnenjahr der neue Phönix sein Leben, und dieses Neujahrfest ist das Ostern, jenes mumifizierte Phönixei, das Osterei der Aegypter schon 5 bis 6000 Jahr vor der Jetztzeit.

Bunt schildert uns Plinius den Sonnenvogel, bunt sind aller Orten die Ostereier, die dem jungen Lenz und der neuen Sonne dargebracht werden. Dass in und bei Berlin die Ostereier mit Zwiebel-

\*) Dass ich ganz neuerlich den Kultus des Ostereis und Osterhasen bis nach Süd-Italien, ja bis nach Tunesien in Nordafrika vorgedrungen beobachtet habe, ist von mir im Monats-Blatt, Jahrg. I. S. 228 auseinandergesetzt worden.

schale gelb oder mit Rotholz rot gefärbt werden, passt in die Symbolik, denn gelb oder rot wird der unsere Erde beleuchtende himmlische Feuerball dargestellt.

Eine reizvolle Variante der Bemalung des Ostereis, von der die heut ausgestellten Originale des Märkischen Museums eine Probe geben, findet sich bei den Sorben-Wenden erhalten. Wir verdanken die stilvollen, ächt nationalen Muster wie die nachfolgenden Erläuterungen dem hochverdienten und unermüdlichen Erforscher der Wendei, Willibald von Schulenburg,\*) unserm geschätzten Mitgliede.

Die wendischen Bursche und Mädcl tragen mit grosser Sicherheit mittels Stecknadelknöpfe das Muster der Zeichnung in flüssigem Wachs auf das rohe Ei. Alsdann wird der Farbestoff in Wasser aufgeköcht. In dieses, abgekühlt, werden die Eier hineingethan und geköcht, bis das Wachs abfliesst und das Muster bleibt. Rot wird mit Cochenille, gelb mit Zipollenschale, blau mit Farbholz, schwarz mit Erlenschischken (Kätzchen von *Alnus glutinosa*) gefärbt. Neuerdings werden Eier auch mit Saftgrün bemalt. Vollendet künstlerische Darstellungen, so die Erscheinung des Engels, welcher den Hirten die frohe Botschaft verkündigt, hat der vor einigen Jahren in Schleife, Kreis Rothenburg, Ober-Lausitz, verstorbene Prediger Welan erfunden.

Die Ostereier, wendisch *jastrowne jajka*, müssen am ersten Osterfeiertag geköcht sein, dann wird das Ei nicht stinkig. Von den Paten holen sich die Kinder die „bunten Eier“, *pisane jajka*, den Pfefferkuchen, *papreńc*, und die Ostersemmel, *jastrowna calta*; letztere ist länglich rautenförmig mit eingedrückten Verzierungen, daher man von einem krummbeinigen („klumpatschigen“) Jungen sagt: der Junge hat Beine wie eine Ostersemmel. Daran anklingend nennt man auch in Berlin schiefe Beine „Semmelbeine“.\*\*)

Die Mädchen, welche in der Nieder-Wendei die noch üblichen Osterlieder singen, geben jede zwei Ostereier an die Jungen, die im Jahr die vierseitige Bank für die Sängerrinnen im Stande halten und ausbessern.

In den Osterfeiertagen wird mit Eiern „gewaleet“, *walkować*, auch

\*) Vgl. sein, allen Freunden „Wendischen Volkstums“ bestens hiermit empfohlenes Buch gleichen Namens. Berlin 1882, Verlag von R. Stricker, besonders über die Ostereier S. 142, 144 und 148. Die bekannte Berliner Firma Franz Schulz hat diese wendischen Ostereier-Muster nach den Vorbildern des Märk. Museums auf Zucker-Ostereiern angebracht.

\*\*\*) Nicht zu verwechseln mit „Schemelbeine“, „Säbelbeine“, ebenfalls Epitheta ornantia für die Krümmung des Unterschenkels, die bei uns gebraucht werden. — Die Ostersemmel ist von W. v. Schulenburg abgebildet in der Zeitschrift für Ethnologie 1887 S. 133 in seiner Beschreibung des Spreewaldhauses (Beschr. von Osts. S. 143), ferner dargelegt als verwandt mit dem Seelenzopf Zeitschr. f. Ethnol. 1888 Verh. S. 156 und 1893 Verh. S. 279, wo auch der *Barches*, eines jüdischen weit verbreiteten Gebäcks gedacht wird. Vgl. auch Haupt über die Höllenzöpfe der Christnacht, Haupt, Sagenbuch der Lausitz 1862 I. S. 41 und Grimm, Myth. Berlin I. 1875 S. 384.

von ledigen und verheirateten Erwachsenen. Dazu wird eine „Walk“ gemacht: eine Bahn, welche schräg in die Erde führt, oben schmal, nach unten verbreitert. Sind z. B. drei Spieler, so „kullert“ der erste ein Ei in die Walk hinunter. Trifft dann der zweite das erste Ei mit einem zweiten, so ist das erste „geschlagen“ und kommt in den cyck, eine kleine Vertiefung seitwärts neben dem Walk. Das geschlagene Ei zahlt ein oder zwei Pfennige an den Treffer, und so wird weiter „gewaleet“.

Das Murrel-Spiel unserer Berliner Kinder (mit gebrannten bunten Thonkügelchen, früher Knippkügelchen genannt) ist nichts weiter als eine Abart des wendischen Walkspiels, dauerhafter wegen der Festigkeit der Murren und geeigneter für Stadtkinder, denen die Eier immer eine rarere Waare sind. Mit grosser Energie halten unsere jugendlichen Spreeathener an diesem Spiel fest, das in der ersten Lenzzeit um Ostern herum, sonst aber niemals, auf den Strassen neben dem ebenfalls symbolischen Kreisel- und Brumm-Triesel-Spiel, ausgeübt wird. An andern märkischen Orten beginnt um dieselbe Zeit das Ballspiel. Ei, Kugel, Ball, alles ist ein und dasselbe Symbol, für das erwachende Lenzesleben, für die neu erwachende, neubelebende, neu schaffende Lenzessonne.

Bezüglich des Verhältnisses zwischen Osterhase und Osterei sei noch bemerkt, dass der Hase der Frühlings-Göttin Ostara, der Hulda oder Frau Hark, gehört. Frau Harke's Heerde besteht aus Hasen, Hulda lässt sich bei ihren nächtlichen Wanderungen vom Hasen Lichter vortragen. Hase und Kinderreichtum gehören zusammen. Hasenteiche, Hasenbrunnen, Hasennester gelten vielfach als Ursprungsort der Kinder. Der Ausdruck Hasenbrot wird jetzt noch in der Mark, auch bei Berlin und im südwestlichen Mecklenburg gehört, es sind die Brotreste, welche die Eltern von der bei der Feldarbeit gehaltenen Vespermahlzeit, vom Vesperbrot heimbringen und die von den Kindern als Hasenbrot gern verzehrt werden. Diesen Namen Hasenbrot führen auch die Schoten des Hasengeil (Sarthamnus [Spartium L.] scoparius Koch) genannten Strauchs, aus dessen gelbblühenden Zweigen um Pfingsten kleine Besen zusammengebunden und auf den Markt gebracht werden.

In Tyrol giebt das Mädchen dem Geliebten Osterei, die am Samstag vor Ostern beim geweihten Feuer rot gesotten sind, um dadurch Liebe zu entzünden. Liebende beschenken sich auch mit Ostereiern, welche vom Priester geweiht und mit Versen beschrieben werden, wie:

Ich wünsche, Liebchen, froh und frei,

Mich Dir, Dich mir zum Osterei.

Oder:

Ich, Du, das Ei,

Das sind unser Drei,

Teilen wir das Ei,

Bleiben unser zwei,

Einen wir uns zwei,

Bleibt's bei Einerlei.

Nach einigen sehr alten Volksrätseln vom Ei ist Engelland, d. i. der himmlische Wohnsitz der Seligen, die Heimat und Ausgangsstätte alles Lebens. Das Ei nimmt daselbst seinen Ursprung. Z. B.

Es kommt ein Schiff (ein Eimer) aus Engelland,  
Hat kein Bügel und kein Band,  
Und doch zweierlei Bier.

Für Engelland wird auch Niederland gesetzt:

Es kommt ein Fässchen aus Niederland,  
Hat weder Reifen noch eisern Band,  
Giebt zweierlei Trank doch, wie bekannt.

Ein anderes Ei-Rätsel, wobei zu bemerken, dass „Hümpelken, Pümpelken“ krumm, buckelig-rund bedeutet, lautet auf Plattdeutsch:

Hümpelken, Pümpelken sat op de Bank,  
Hümpelken, Pümpelken fiel von de Bank,  
Do is keen Doktor in Engelland,  
De Hümpelken, Pümpelken kurärn kann.

Ich lege weiter ein Gänseei und ein Schwanenei vor (Märk. Mus. Kat. VI No. 11 234 und 35), welche ich vor Jahren in Greifswald, also aus Neu-Vorpommern als Ostergabe bunt verziert erhielt. Früher waren in ganz Neu-Vorpommern, auf der Insel Rügen und auf den vorpommerschen Inseln Usedom und Wollin statt der Oster-Eier die Eier des Schwans sowohl des stummen Höcker-Schwans (*Cygnus olor* Illiger) wie des Singe-Schwans (*Cygnus musicus* Bechstein) im Gebrauch. Das Ei des Erstgenannten, welcher die Zierde unserer Gewässer bildet, ist grünlich, das des Singeschwans, 10,5 cm lang und 7,3 cm breit und weiss. Zu der letzteren Art gehört offenbar das vorgelegte Ei. Soweit der skandinavische Einfluss an der pommerschen Küste gegangen ist, d. h. von der Joms-Vikinger-Burg an der Dievenow gegenüber dem wendischen Emporium Vineta oder Julin (heut Wollin) bis zur mecklenburgischen Grenze finden sich einzelne skandinavische Sitten, so das Jul-Klapp um Weihnachten und die eigentümliche Vorstellung, dass der Schwan die Kinder bringt. Daher heissen die grossen Steine vor der schwedisch-pommerschen Küste, auf denen der Schwan gern rastet und schläft, Schwanen-Steine, von dort stammen die Kinder. Da der Storch, wie in England, in Schweden (mit Ausnahme von Schonen) und in Norwegen fehlt, so kann dort der Storch der Kinderbringer nicht sein, und der Schwan als beliebter und stattlicher Vogel vertritt ihn. \*) Daher hat dort und an den von den Skandinaven Jahrhunderte lang beeinflussten Teilen der Pommern-Küste das Ei der Leda, das Schwanen-Osterei eine ganz besondere anheimelnde Bedeutung, indem die Kinder in dem Glauben erhalten werden, dass daraus direkt die kleinen menschlichen Erdenbürger herkommen. Allmählig wird durch die Zeitungen,

\*) Vgl. meine Abhandlung: Mönchguter Altertümer, in den Monatsblättern der Ges. für Pommersche Geschichte und Altertumskunde. Stettin 1890. No. 4. S. 52.

die Buchweisheit, wie leicht zu verstehen, dort der Schwan sehr in den Hintergrund durch den Klapperstorch des deutschen Binnenlandes und seine civilisatorische Mission gedrängt. Dazu kommt, dass die nistenden Schwäne sich stark vermindern und die Schwanen-Eier in Folge dessen anfangen, sehr kostbar zu werden. Mit der Zeit hat man sie durch die Eier der Grau-Gans (*Anser cinereus* Meyer) die Stammutter unseres vielbegehrten Martinsvogels ersetzt, die bei uns noch vielfach nisten und den Nord-Germanen als kluge und vorsichtige Vögel gelten, wie denn ein berühmtes altnordisches Gesetzbuch kurzweg „die Graugans“ benamset worden ist; aber auch diese Gänseeier, so vom zahmen wie wilden Vogel, werden bereits zu teuer, und so ist denn auch in den geschilderten Gegenden unseres baltischen Küstensaumes fast ausschliesslich bereits das Haushuhn das ostereispendende Tier geworden.

Ferner zeige ich Ihnen drei Eier (Märk. Mus. Kat. VI No. 8172 und 9803), wie sie seit unvordenklichen Zeiten in den Haveldörfern Tiefwerder und Pichelsdorf angefertigt und hauptsächlich an die Grunewald-Besucher um die Osterzeit verkauft werden, vor. Das ausgepustete Ei wird mit dem Mark der Binse oder Biese (*Juncus effusus* L. und *J. conglomeratus* L.) concentrisch beklebt, und ausserdem werden in gewissen Zwischenräumen bunte Papierfleckchen und Metallflittern daneben angebracht. In den Fischerhäusern sieht man diese Eier als Zierrate häufig hängen. Aus den geknickten Stengeln stellt man Wasservögel, Schwäne, Gänse und Enten dar und beschenkt auch hiermit die Kinder, während das Binsen-Mark in recht steinzeitlicher Weise noch jetzt ausserdem mitunter als Lampendocht verwendet wird.

So viel vom Osterei. Das Ei, es sei noch einmal gesagt, gilt als Symbol des verborgenen schlummernden Lebens und darum auch der Auferstehung. Als ein solches Sinnbild hat es die den heidnischen Gebräuchen sich mitunter klug anpassende katholische Kirche aufgefasst. In einer kirchlichen Anordnung des Papstes Paul V. (1608—1620) findet sich deshalb auch folgender Eiersegen: „O Herr, wir bitten Dich, segne dies Dein Geschöpf, das Ei, auf dass es zur heilsamen Nahrung werde für Deine glaubenstreuen Diener, auf dass diese es geniessen im dankbaren Gedenken der Auferstehung unseres Herrn Jesu Christi!“

Ich schliesse die Osterei-Betrachtung mit Geibel's edlem Dichterwort:

„Es ist ein inniges Erneuern  
Im Bild des Frühlings offenbart,  
Was dürr war, grünt im Wehn der Lüfte;  
Jung wird das Alte, fern und nah;  
Der Odem Gottes sprengt die Gräfte —  
Wacht auf, der Ostertag ist da!“

II. Darauf sprach unser Mitglied, Dr. Pniover über den „Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte“. Der Redner hofft demnächst in unserer Gesellschaft über die älteste germanische Bevölkerung,

die in der Mark Brandenburg bis zum Ablauf der Völkerwanderung ansässig war, zu sprechen. Was er dieses Mal gab, wollte er als eine Art Einleitung zu der späteren Darstellung betrachtet wissen. Der Vortrag erscheint im Sonntagsblatt der Vossischen Zeitung, und wir müssen uns hier begnügen, die Ausführungen des Redners kurz zu skizzieren, wobei wir das Hauptgewicht auf die unsere engere Heimat betreffenden Partien legen.

Mit drei Ereignissen glaubte der Redner den Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte, gleichsam ihr Debüt auf dem Welttheater, bezeichnen zu dürfen: mit der Entdeckungsfahrt des Massaloten Pytheas, der um 325 v. Chr. Geburt von Massilia aus den Nordwesten Europas befuhr und dabei die germanischen Teutonen an der Nordsee entdeckte; mit dem etwa 50 Jahre später stattfindenden Zuge der Bastarnen, des ersten germanischen Volkes, das an die Thore der alten Welt Einlass begehrend pochte und endlich mit dem 60 Jahre später unternommenen Zuge der Kimbern und Teutonen.

Von diesen drei Ereignissen berührt unsere engere Heimat, soviel wir wissen, nur das dritte, die tragisch endende Unternehmung der Kimbern und Teutonen. Jene waren nämlich nicht, wie man bisher allgemein annahm, auf der sogenannten kimbrischen Halbinsel, d. h. Jütland angesessen, sondern die Kimbern waren, wie sich aus den neuesten Forschungen Karl Müllenhoffs ergibt, überhaupt kein geschlossenes, durch Verfassung, Glauben oder sonst seit langem verbundenes Volk, sondern mit dem Namen Kimbern, der keltischen Ursprunges ist und „Räuber“ bedeutet, war ein gewaltiger Haufe von Völkern bezeichnet, die an der Mittelelbe sassen, ein Haufe von Hermunduren, Cheruskern, Langobarden und Semnonen. Semnonen aber sassen zu dieser Zeit hauptsächlich im heutigen Brandenburg, so dass also Bewohner unserer Provinz an jenem gewaltigen Versuch der Germanen, im Mittelpunkt der alten Welt Fuss zu fassen, beteiligt waren.

Aber die Mark Brandenburg hat an dem Urleben der Germanen überhaupt einen viel grösseren Anteil als man gemeinhin glaubt. Darin gipfelten die folgenden Ausführungen des Redners, der nun die Vorgänge im inneren Germaniens behandelte, die jenen drei Ereignissen vorauslagen und sie vorbereiten halfen.

Eine den sprachlichen Ursprung ins Auge fassende Betrachtung der deutschen Fluss- und Ortsnamen führt zu dem ethnographischen Ergebnis, dass einst die Grenze Germaniens nach Westen hin die Weser mit den an ihren Oberlauf sich anschliessenden Gebirgshöhen bildete, nach Osten hin die Oder. Wann dieses Gebiet bis zu den historischen Grenzen Germaniens, d. h. ostwärts bis zur Weichsel, westwärts bis zum Rhein, erweitert wurde, stellte der Vortragende an der Hand der Müllen-

hoff'schen Forschungen fest. Die westliche Ausbreitung begann etwa um 400 v. Chr. und war um 300 v. Chr. abgeschlossen.

In einer noch älteren Zeit war Germanien auf das Gebiet zwischen Elbe und Oder beschränkt. Dieses Land ist die eigentliche Urheimat unseres Volkes. Hier schuf es seinen Glauben, im Anschluss an die Natur dieses Gebietes bildete es seinen Charakter und wurde eine *tantum sui similis gens*. Wir stehen somit hier in der Mark auf ältestem germanischen Boden, einem Boden, der hauptsächlich die Keime zur ersten Entwicklung der Germanen lieferte. Das bestätigt auch der älteste Kultus unseres Volkes, von dem wir wissen. Tacitus überliefert es uns, dass die Germanen die Anfänge ihres Seins und Glaubens an die Sennonen knüpften. Auf den heiligen Hain, der sich in ihrem Lande befand, blickten sie *tamquam inde initia gentis*, als wären in ihm die Uranfänge des Volkes verborgen.

Das Nähere darüber soll dann der nächste Vortrag unseres Mitgliedes bringen.

12. Zum Schluss folgten Bemerkungen zu einer profilarischen Darstellung der Höhen-Verhältnisse der Provinz Brandenburg von W. Pütz. Die Darstellung der Höhen-Verhältnisse unserer Erdoberfläche bildet ein interessantes Kapitel in der Geschichte der Kartographie, jener treuen Helferin der Wissenschaft der Erdkunde, an deren bedeutenden Erfolgen jene überall insofern den innigsten Anteil hat, als nur das anschauliche Bild es am besten vermag, wissenschaftliche Erfolge in weiteste Kreise zu tragen.

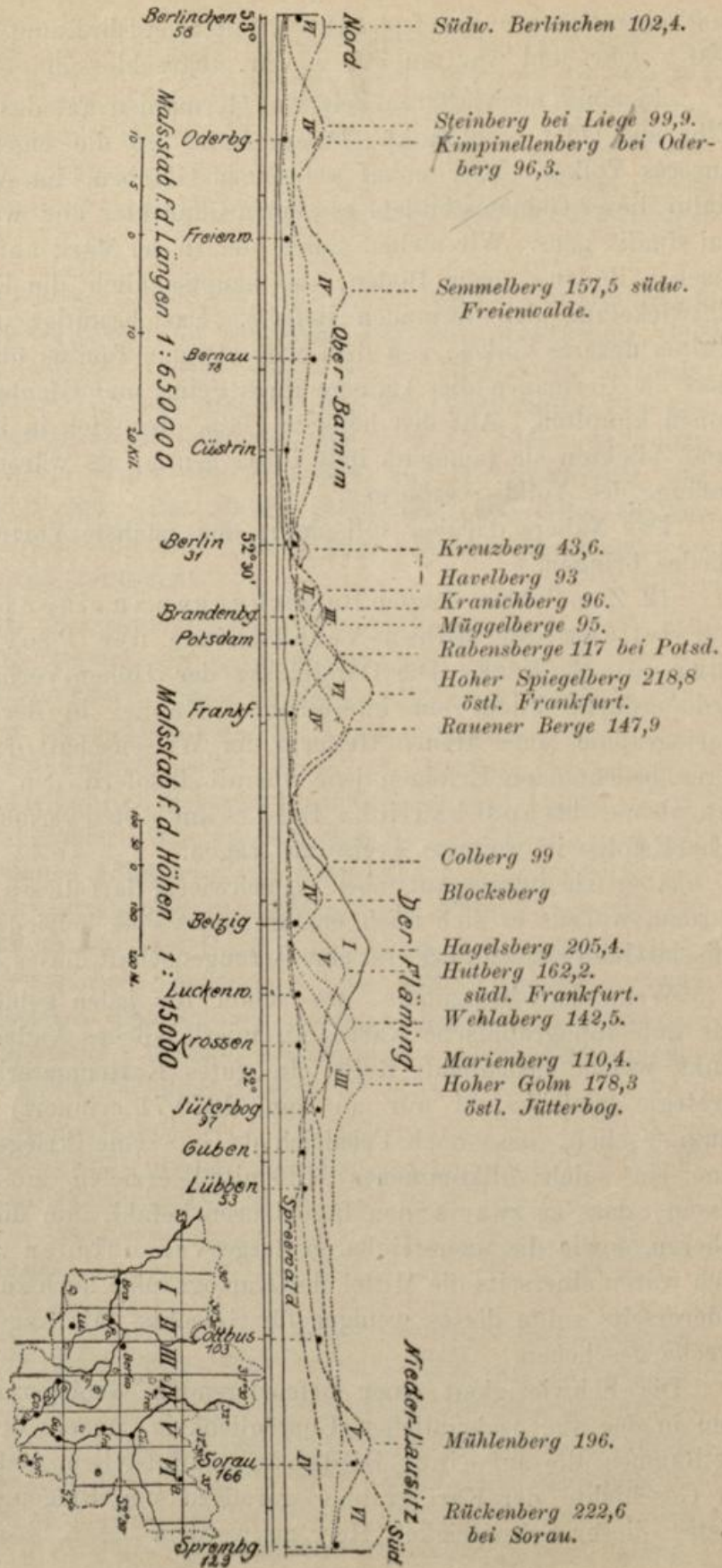
Aber wie interessant, eben so schwierig darf dieses Kapitel genannt werden, woraus es sich auch erklärt, dass eine befriedigende kartographische Gebirgszeichnung erst eine Errungenschaft dieses Jahrhunderts ist.

Wenn man heutzutage, wo schon für jeden gebildeten Touristen eine gute topographische Karte ein unerlässliches *Vademecum* ist, bedenkt, welche bedeutende Rolle ein gutes Kartenmaterial z. B. in der Strategie spielt (es sei nur an anno 1870/71 erinnert) so erscheint es kaum fasslich, dass noch Friedrich d. Gr. seine kriegerischen Erfolge ohne ein solch vollkommenes Hilfsmittel erzielen musste. Denn wir wissen, dass er zwar seinen Ingenieuren befahl, ihm die niedrigen und höheren, sowie die unersteigbaren Berge verschieden zu signieren, jedoch waren einerseits die Mittel der Kartographie noch zu unvollkommen, andererseits sollte dieses weniger für Gefechts-, als Lager- und Marschzwecke geschehen.

Die Schwierigkeit einer befriedigenden Gebirgszeichnung beruht eben in der augenscheinlichen Unmöglichkeit, unsere drei Dimensionen des Raumes alle auf einer Bildebene darzustellen, und man merkt in der Geschichte der Kartographie geradezu ein Ringen des Menschengesistes, dieser Schwierigkeit Herr zu werden.



Jedes der 6 hier coulissenartig übereinander gelegten und durch eine besondere Linien-Signatur und Nummer unterschiedenen Einzelprofile umfasst das Gebiet von  $\frac{1}{2}$  Längengrade (östl. Ferro) = 30 Minuten wie aus der nebenstehenden Karten-Seizze ersichtlich ist. Das Gebiet nördlich vom 53. Breitengrad, sowie westlich vom 30. und östlich von 33. Längengrad ist wegen zu geringer Höhenunterschiede ausser Betracht geblieben. Die Höhenzahlen bedeuten Meter über Normal-Null.



177

Es würde jedoch auf einem zwar interessanten, aber für die gebotene Zeit zu weitem Umwege zu unserm Ziele führen, wollte ich hierauf näher eingehen. Nur so viel mag angeführt werden, dass, nachdem man bereits zu einer richtigen Darstellungsweise eines Kartenbildes mit allen kartographischen Details: Ortschaften, Wegen, Flüssen etc. gelangt war, dasselbe also aus der Vogelperspektive mit unendlich vielen Standpunkten, auf welche Art allein ein richtiger Grundriss erzielt wird, herstellte, dass man in solche richtige Grundrisskarte die Gebirge nach der sog. Kavalier-Perspektive, d. h. mehr oder weniger im Profil einzeichnete, wie dieses aus Karten des 17. und 18. Jahrhunderts ersichtlich ist. Jedoch bereits Ende des vorigen Jahrhunderts tauchte die sog. Beleuchtungstheorie auf, welche in vervollkommneter Weise noch heute in Gebrauch ist. Das Verdienst, diese für die Entwicklung der Kartographie so bedeutsame Manier der Bergzeichnung in klarer, systematischer Weise begründet zu haben, gebührt einem Manne, den wir eigentlich einen Brandenburger nennen dürfen; denn Johann Georg Lehmann, so ist sein Name, wurde im Jahre 1762 in der bei Baruth gelegenen, noch heute existierenden Johannismühle geboren, einer Gegend also, die heute zur Provinz Brandenburg gehört, damals aber kursächsisch war.

Nach einer unter Mehlstaub und Dürftigkeit verlebten Jugend wurde er eines Tages von sächsischen Weibern nach Dresden entführt, wo er nach einer ehrenvollen Laufbahn im Jahre 1811 als Major und Oberaufseher der Königl. Plankammer starb. Seine Theorie des Bergzeichnens, die heute in allen Kulturstaaten eingeführt und wohl schwerlich noch zu verbessern ist, beruht auf dem Grundsatz, dass jeder Punkt aus seinem Zenith, d. h. senkrecht von oben beleuchtet werde. Aus diesem Grundsatz entwickelte Lehmann in ganz systematischer Weise seine Schattierungsmanier mittelst Schraffur-Linien, sog. Bergstrichen, welche bei den steilsten Abhängen, d. h.  $45^\circ$  (darüber hinaus sind unersteigbare Felswände) am dichtesten, 9:1, bei  $5^\circ$  am schwächsten, 1:9, gezeichnet werden, während die Ebenen ganz leer bleiben.

So klar und fest begründet nun dieses allgemein gebräuchliche und z. B. auf den sog. Generalstabskarten 1:100000 (Karte des deutschen Reiches) angewandte System auch ist, so bietet es jedoch nicht nur grosse Schwierigkeiten, die einzelnen Böschungen richtig abzuschätzen, sondern leidet besonders an dem Mangel, die absoluten Höhen nicht direkt ablesen zu können. Wir sehen also, dass auch in dieser schönen Methode Unvollkommenes liegt, und wenn andere Systeme, deren Erwähnung zu weit führen würde, diesem Mangel abhelfen, so büssen sie dafür einen anderen Vorteil ein.

Aus diesem Grunde behält neben allen Systemen, Bergeshöhen im Grundriss darzustellen, stets das Profil seinen eignen Wert, von dem

hier ein Beispiel aus der Provinz Brandenburg Ihnen vorliegt. Ein Profil wird selbst für die beste Höhenkarte eine willkommene Zugabe sein, indem die Höhen direkt abgelesen und, weil übersichtlich nebeneinander gestellt, bequem mit einander verglichen werden können. Freilich kämpfen wir auch hier mit der Schwierigkeit, drei Dimensionen auf der zwei-dimensionalen Bildebene darzustellen; denn, indem wir die senkrechte Dimension, die Höhe, voll zum Ausdruck bringen, geht uns eine der horizontalen Dimensionen, also entweder die Länge oder die Breite verloren, da ein Profil sich ja eigentlich nur auf der Basis einer Linie bewegt. Um diesem Mangel einigermaßen abzuwehren, und die Überschrift dieser Karte: „Profilarische Darstellung der Höhenverhältnisse der Provinz Brandenburg“ somit zu rechtfertigen, wurden sechs einzelne von N. nach S. gehende und in der Richtung von W. nach O. sich folgende Profile konstruiert, von denen jedes das Gebiet eines halben Längengrades = 30 Min. umfasst. Denken Sie sich nun jedes dieser Einzelprofile mit einer besonderen Farbe und Nummer versehen und dann die sechs Profile aufeinandergelegt, so hat man die Entstehung vorliegenden Höhenplanes.

Nach dieser Farbe und Nummer lässt sich nun die Lage jeder einzelnen Höhe erkennen. Bemerkenswert muss hierbei werden, dass für die Höhen ein anderer Massstab als für die Länge gewählt wurde, wie dies ja meist bei derartigen Zeichnungen üblich ist; ein Hilfsmittel, ohne welches die Anschaulichkeit des Bildes verloren ginge. Die Längen sind also in 1:125000, die Höhen in 1:3000 gezeichnet.\*)

Aus der Betrachtung dieses Planes, in welchem, soweit es die Darstellung erlaubte, die bemerkenswertesten Höhen aufgenommen sind, ergibt sich, dass wir zehn Punkte über 100 Meter (einzelne deren, z. B. bei Potsdam fehlen), drei Punkte über 200 Meter haben, nämlich den Hagelsberg als höchsten Punkt des Fleming, jenes bedeutendsten Höhenzuges im S.W. der Mark, der wahrscheinlich aus einem tertiären Kern besteht, dann den Spiegelberg östl. Frankfurt und, als höchsten Punkt überhaupt, den Rückenberg bei Sorau, ganz im südlichsten Winkel der Provinz Brandenburg, wo dieselbe unter dem Namen Niederlausitz schon im Allgemeinen höhere, unter dem Einfluss der deutschen Mittelgebirge stehende Niveau-Verhältnisse aufweist. Wir sehen sodann den Spreewald als weite Tief-Ebene im Profil IV und nördlich von Berlin, als Fortsetzung des 157 m hohen Semmelberges bei Freienwalde, den sog. Oberbarnim, dessen westlicher Abdachung die alte Hussitenstadt Bernau ihre immerhin bemerkenswerte Höhenlage von 78 m verdankt, während unsere eigentlich im alten, d. h. vorgeschichtlichen Flussbett liegende Residenz nur 30 bis 31 aufweist.

Die bedeutendsten Höhenzahlen für Ortschaften finden sich natürlich im S. der Provinz, wo die Städte Cottbus, Sorau, Spremberg über

\*) Auf der beigegebenen Skizze sind statt der Farben 6 verschieden signierte Linien gegeben.

100 m liegen. Höhen mit dem Maximum von 222 m sind nun freilich selbst für deutsche Verhältnisse gering, gleichwohl reichen aber auch unsere märkischen Berge bis in jenes Niveau, in welchem alle hygienischen sowohl, wie idealen, ethische Momente des Bergsteigens auf uns einwirken, Momente, die kein Geringerer als der berühmte Genfer Philosoph des vor. Jahrh. J. J. Rousseau mit zündenden Worten der Welt zuerst ans Herz legte. Heutiges Tages ist indessen, begünstigt durch die bequemen Verkehrsverhältnisse einerseits und eine reichhaltige Litteratur anderseits, Gefahr vorhanden, dass der moderne Anschluss an die Natur zu sehr ins Grosse geht und mehr oder weniger sogenannte Modesache wird; dabei kommt aber nicht nur die engere Heimat zu kurz, auch jener Blick für die intimeren Reize der Natur, der sich am Kleinen bildet und erst für des Grossen wahren Genuss befähigt, und der doch zumeist das Glück des täglichen Lebens ausmacht, wird nie geweckt und entwickelt werden können.

Desshalb glaube ich diese Gelegenheit zu einigen Worten zu Gunsten unserer noch zu wenig geschätzten Berge benutzen zu müssen, und zwar als Vertreter eines Bundes,\*) der es sich seit nunmehr 10 Jahren mit stets wachsendem Erfolg zur Aufgabe setzt, die lieblichen Reize eines Landes, das zwar von dem Genius der Weltgeschichte dazu erkoren war, dem neuen deutschen Reiche ein neues mächtiges Kaiserhaus zu geben, das aber in landschaftlicher Hinsicht so lange fälschlich als Stiefkind der Natur alt, in immer weiteren Kreisen zu Ehren zu bringen.

Was vor Allem für unsere märkischen Höhen spricht, das ist das günstige Verhältnis ihrer sog. relativen Höhe, d. h. ihrer Erhebung über die Umgegend, infolge dessen sie manchen Riesen des Gebirges an Aussichtsfähigkeit (*sit venia verbo*) übertreffen. Von den meisten unserer Berge bietet sich uns ein Rundbild von malerischem, harmonischem Gesamtcharakter, in dem meilenweit die dunklen Kiefernwälder sich dehnen, liebliche Seen, von saftigen Wiesen umsäumt, aufblitzen, oder der mit langsam gleitenden Segeln belebte Fluss seine geschlungenen Pfade zieht, und die sinkende Sonne seine Fluthen in flüssiges Gold wandelt.

Angesichts eines solchen Landschaftsbildes versinken nicht minder wie im Gebirge die Sorgen und Mühen, die im gewohnten Niveau des Lebens auf uns einstürmen; es ist, um mit Rousseau zu reden, als wenn sie nicht mehr bis zu uns heranreichten, als ob die Seele, je mehr mehr man sich den ätherischen Regionen nähert, etwas von der sich stets gleichbleibenden Reinheit derselben annimmt. Auch die Heftigkeit der Begierden nimmt ab, sie verlieren den scharfen Stachel und lassen im Herzen nur eine leichte, angenehme Erregung zurück. Soweit Rousseau, wobei er freilich die Alpen im Sinne hat; aber, wer mit

\*) Des Touristenklub f. d. Mark Brandenburg.

offenen, empfänglichen Sinnen die Natur zu betrachten vermag, wird dieser erhebenden Wirkung auch auf unseren märkischen Höhen inne werden. Und der Trieb sich zuweilen hinauszuhoben aus dem gewohnten Niveau des täglichen Lebens, die Brust in reinerer Luft zu baden, und das Auge über weite, friedliche Gefilde streifen zu lassen, ist ja eigentlich in unserem Kulturleben, in unseren Existenzbedingungen begründet; denn schön ist Gottes weite Welt.

## Bericht über die Feier des zweiten Stiftungsfestes der Brandenburgia

am 31. März 1894 im Hôtel zu den „vier Jahreszeiten“, Prinz Albrechtstr. 9.

Die Feier begann mit einem von Dr. Adolf Reich verfassten Bewillkommungsgruss, welcher von dem I. Schriftführer, Ferdinand Meyer, vorgetragen wurde; worauf der II. Vorsitzende, Stadtrat Friedel, den Kaiser-Trinkspruch mit folgenden Worten einleitete:

Hochansehnliche Versammlung!

Um die heutige Mitternachtstunde läuft das Geschäftsjahr der Gesellschaft für die Heimatkunde der Provinz Brandenburg ab, und unsere „Brandenburgia“ kann damit auf eine volle zweijährige Thätigkeit zurückblicken.

Das Arbeitsfeld ist durch die Beschlüsse der Central-Kommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland, welche auf den deutschen Geographentagen zusammentritt, wie für alle deutschen Landesteile so auch für unsere Provinz Brandenburg und Berlin abgegrenzt und, wie Sie alle wissen, ein ausserordentlich reichhaltiges. Es umfast alle Wissenszweige, welche dazu dienen, die gegenwärtigen und die vergangenen Verhältnisse unserer Heimat aufzuklären und gemeinfasslich zum Ausdruck zu bringen, sowohl die Ergebnisse der Naturkunde, wie die Hinterlassenschaft, welche die Hand und der Geist des Menschen zu Stande gebracht hat.

Übt einerseits dies gewaltige Gebiet wegen seiner grossen Mannigfaltigkeit eine besondere Anziehungskraft nach dem Erfahrungssatze aus, dass, wer Vieles bietet, Jedem Etwas bietet, so ist es andererseits klar, dass wir in der kurzen Spanne von zwei Gesellschaftsjahren, Vieles, was uns zu erforschen obliegt, noch kaum haben anstreifen können. Dennoch werden unsere Versammlungen, unsere Sitzungen, unsere Monatsberichte und unser Archiv erweisen, dass wir rüstig und nicht ganz ohne Erfolg an die Arbeit gegangen sind.

Die Letztere in ihrem vollen Umfang zu würdigen, liegt mir an dem heutigen, der Geselligkeit gewidmeten Abend nicht ob. Anschliessen möchte ich aber doch wenigstens an ein Thema, nämlich an den grösseren Vortrag, welchen uns in der Sitzung vom 21. d. M. eins unserer Mitglieder über das erste Auftreten und die Urheimat unseres Volks gehalten hat.